22. Dezember 1934 · Beilage zum Posener Tageblatt · Nummer 291

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(17. Fortsetzung) · Roman von Ernst Klein

Auch seine Wirtin, die man unbarmherzig aus dem Bett holte, wußte das nicht: eine alte, halbtaube Dame, die einst die bekannten besseren Tage gesehen hatte. „Er hat mir's gesagt," gab sie mit zittrigem Stimmchen Auskunft, „aber ich hab' es leider vergessen . ."

Christine schrieb ihrem Bruder ein paar Zeilen auf und bat ihn, sie am Morgen, so zeitig wie möglich, etwa um sechs — „lieber noch früher" — im Hotel anzuläuten.

Nun, da die Jagd vorläufig zu Ende war, gaben die Nerven der beiden Frauen nach. Müde, zerschlagen, kraftlos beinahe, sanken sie in den Wagen, der sie ins Hotel brachte. Irma war bleich und tastete nach der Schmerzstelle ihrer Wunde.

„Wenn Martin das wüßte —!" sagte Christine.

Irma lehnte in ihrer Ecke und antwortete nicht. Um ihren Mund ein Lächeln, das der anderen Antwort genug war . . .

Von Schlaf war natürlich keine Rede. Christine lag mit offenen Augen und starrte in die Finsternis. Von der Straße her kam durch die geöffneten Fenster ab und zu das Klingeln der Elektrischen, das Hupen der Autos; einmal das laute Lachen eines Mannes. Sie lag auf dem Rücken, hatte die Hände unter dem Kopf und traute sich nicht, sich zu rühren, um die Freundin nicht zu stören.

Für Irma Atterstein war es Seelenqual, so ohne Bewegung liegen zu müssen. Eine Stunde hielt sie aus — mit Ach und Weh noch eine halbe. Dann drehte sie sich herum, leise, vorsichtig. Die neue Körperlage war auch nicht das Richtige. Sie wurde unruhig, kribbelig. „Christel — schläfst du?"

„O nein! Aber was ist denn mit dir?"

„Mit mir? Ich kann nicht schlafen . . . Ich, Christel, ich hab' auf einmal so eine Angst . . . Was wird dein Bruder sagen, wenn ich hier in Wien auftauche?"

Christine rückte zu ihr hin. „Martin? Ich — ich weiß auch nicht recht . . . Aber ich bin froh, daß du da bist! Martin — — Vielleicht bringst du ihn dazu, daß er den Mund auftut?"

„Worauf du dich verlassen kannst!" Irma konnte sich endlich rühren. Sie warf sich herum, daß das schöne Messingbett krachte, und schlug sich die Polster mit der Faust zurecht. „Was er macht? Ich will es dir sagen: Sicher irgendwas ganz Heroisches und total Verrücktes. Er ist der Mensch dazu. Na, ich werd' ihm den Kopf schon zurechtsetzen!"

„Irma, warum bist du eigentlich mit nach Wien gefahren?"

„Weil Martin — weißt du — weil Martin so ist wie du . . ." Gähnen, zu lang, um echt zu sein. „Jetzt wollen wir aber schlafen!" —

Sechs Uhr früh. Der Fernsprecher gellte.

Franz. Fassungslos, voller Angst. War es möglich, daß seine Schwester nach Wien kam, um ihn aus seinem Orchester herauszuholen? Erleichterungsseufzer, als sie nach Martins Aufenthaltsort fragte. „Hotel Spangl, Wiedener Hauptstraße. Aber kannst du mir nicht sagen —?"

„Jetzt nicht. Bleib zu Hause! Wir holen dich nachher ab!" Sie wollte anhängen.

„Einen Augenblick, Christel! Ich muß dich vorher noch sprechen!" rief der Junge. „Bis du dich angezogen hast, bin ich bei dir." —

Christine war gerade dabei, sich den Hut aufzusetzen, als durchs Zimmertelephon der Portier den Bruder meldete.

Irma, die nach ihr aufgestanden war, fragte sie: „Willst du nicht Martin anläuten?"

Christine dachte nach. „Nein, es ist besser, ich überrasche ihn. Ich werde ihn dann hierherbringen." Sie eilte die Treppe in die Halle hinunter.

Dort stand Franz und riß die Augen weit auf, als er sie in ihrer Erregung erblickte. „Ja, um Gottes willen, was ist denn geschehen?"

„Ich — ich weiß es nicht . . ." Sie zog ihn hastig in eine stille Ecke. „Ich muß nur sofort zu Martin! Aber was willst du mir sagen?"

Da wurde er verlegen und druckste an der Antwort herum.

„Ich weiß nicht, ob ich überhaupt — — Aber wenn es sich vielleicht um die Frau handelt —?" platzte er plötzlich heraus.

„Um welche Frau?" In Christine wurde auf einmal alles kalt.

„Na, um die Frau, die wir bei ihm im Ordinationszimmer getroffen haben. Erinnerst du dich denn nicht? Na ja — —"

Christine erinnerte sich. Das Bild der kleinen, graziösen Frauengestalt kam ihr zurück; der Ton ihrer Stimme — wie sie dann aus dem Spital hinausging.

„Er kommt hier in Wien mit ihr zusammen!" Das sprudelte alles aus dem Burschen heraus. „Ich habe ihn mit ihr auf dem Ring stehen sehen. Und ich sag' dir: Wie sie mit ihm gesprochen hat —! Ich versteh' das nicht . . . Das macht Martin doch nicht? Gleich nach dem Tode des Vaters? Ja, will er sie denn heiraten?"

Christine war bestürzt. Sie legte die Hand an

die Stirn und rieb sich die Schläfen. „Ich werde ihn aufsuchen und mit ihm sprechen . . ."

„Vielleicht hätt' ich nichts sagen sollen?" stotterte Franz. „Aber wenn man so was sieht . . ." Er stand auf und zog den Rock glatt. „Christel, weißt du, ich war zuerst sehr erschrocken; hab' geglaubt, du kämst nach Wien, weil ich in dem Kaffeehaus spiel'. Das ist doch ein Glück: da sparst du doch Geld, und der Martin —"

Sie hatte Tränen in den Augen. „Franz, du dummer Bub, du!"

„Soll ich mit dir kommen?" fragte er besorgt.

„Nein. Es ist besser, ich spreche mit ihm allein. Warte hier, bis die Baronin Atterstein herunterkommt! Die hat mich nach Wien gebracht . . ."

„Die Atterstein?" Franz war überwältigt.

25. Kapitel

Das Hotel Spangl auf der Wiedener Hauptstraße war altmodisch, kleinbürgerlich, so recht für Gäste aus der Provinz bestimmt, die auf Ruhe und Beschaulichkeit mehr Wert legten als auf modernen Luxus. Ein wohlbeleibter, grauhaariger Portier waltete hinter einem Glasverschlag wohlwollend seines Amtes. Er trug eine riesige Hornbrille auf der Nase und schaute Christine voller Sympathie an, als sie ihn fragte, ob Herr Dr. Wagenmeister schon zu sprechen sei. „Gleich wird der Herr 'runterkommen!" gab er Bescheid. „Es wartet nämlich im Lesezimmer schon eine andere Dame auf ihn . . ."

„Eine andere Dame —?" Christine war beinahe schon abgehärtet, an Ueberraschungen peinlicher Art gewöhnt. Sie verlor nicht die Fassung. „Schon möglich," brachte sie mit einer Gelassenheit heraus, über die sie sich selber wunderte. „Ich möchte ihn aber doch vorher sprechen. Ich bin seine Schwester."

Der alte Mann mochte in seiner kleinen Loge Erfahrungen an Menschlichem gesammelt haben. Seine große Brille rutschte auf die faltige Stirn hinauf. „Nummer sieben, erster Stock!" sagte er leise.

Christine überwand den Drang, einen Blick ins Lesezimmer zu tun. Sie stieg die Treppe hinauf und klopfte an die Tür Nummer sieben.

Martins Stimme: „Herein!"

Er stand vorm Spiegel und kämpfte den uralten Männerkampf mit dem widerspenstigen Kragen. So erbittert war der Kampf, daß er sich, als die Tür aufgeklinkt wurde, nicht einmal umdrehte. Rot war er im Gesicht, und er stieß, verärgert, Knurrlaute aus: „So ein Saukragen, so ein verflixter! Ich möcht wissen —" Da erblickte er im Spiegel die Person, die eingetreten war: Christine, abgespannt, mit dunklen Ringen unter den Augen . . . In solchen Momenten der Ueberraschung platzt man mit den allerdümmsten Fragen heraus. „Wie kommst du hierher?" schnaufte er mühsam.

„Die Baronin hat mich in ihrem Wagen hergebracht . . ."

„Die Baronin —? Ja, was wollt ihr denn in Wien?"

Sie beantwortete diese Frage nicht, sondern kam dicht an ihn heran. Die ganze Zeit über hatte sie Furcht gehabt, sie könne zu spät kommen. Sie hatte keine Ahnung, für was zu spät. Es war nur das Gefühl in ihr, daß sie mit irgendeinem Unheil um die Wette rannte. Wenn sie den Bruder nicht mehr im Hotel traf —?

Doch da stand er, halb angezogen und so richtig der Martin, wie sie ihn noch aus der guten alten Zeit her kannte. Unbeholfen, in irgendeine kleine Unannehmlichkeit des Alltags verwickelt, mit der er wieder mal nicht fertig werden konnte. Wie oft mußte sie ihm helfen! Kragen, Krawatte, ein abgerissener Knopf — das alles kannte sie. Und die Vertraulichkeit des Bildes gab ihr Ruhe und Besonnenheit zurück. Sie vergaß sogar die Frau, die dort unten im Lesezimmer wartete. „Martin," begann sie, „ich hab' neulich gehört, wie du mit Strobl gesprochen hast . . ."

„Das hast du schon einmal gesagt!" Er war ungeduldig und wich ihrem Blick aus.

„Martin, ich bin Hals über Kopf nach Wien gekommen — und du mußt mir jetzt die Wahrheit sagen! Ich bin doch kein Kind! Ich sehe, daß etwas vorgeht — daß du mit einer Sache kämpfst, die dir Sorgen macht. Du bist so verändert. Auch Irma hat das gemerkt. Wir sorgen uns. Und — schließlich — ist es doch meine Sache, Martin, so gut wie die deine . . . "

Er machte sich nicht von ihr los, aber er stand unwillig, beinahe vertrotzt da. „Nein, deine Sache ist es nicht!"

„Doch, Martin! Richard ist gestern zurückgekommen und hat mir gesagt, er sei für sofort nach Graz versetzt. Ich weiß genau, was das bedeutet . . ."

Martin ließ den Kopf sinken „Also doch —?" Er stand mit hängenden Armen und rührte sich nicht. „Ich hab' die Geschichte ganz verkehrt angefangen," sagte er endlich mühselig, schwerfällig. Er kämpfte um eine bittere Entscheidung. Theatralisches oder Pathetisches war nie an ihm gewesen. Große Gesten waren ihm ebenso fremd wie große Worte. Jetzt aber drängte sich in seine Haltung so etwas wie bewußte Feierlichkeit. „Ich hab' dich und den Franz und den Richard angelogen." Er fing absichtlich mit einem so harten Geständnis an. „Ich hab' das Geld nicht für das Sanatorium gebraucht . . ." Er machte eine Pause, denn er erwartete, daß sie nun eine Frage hätte, die nur zu berechtigt wäre.

Doch sie öffnete nicht den Mund. Die Hände im Schoß gefaltet, saß sie da und schaute ihm mit ihrem geraden Blick ins Gesicht.

Er sprach also weiter. „Vor fünf Jahren hab' ich einen Freund gehabt, einen sehr guten Freund. Der hatte Pech und ist in Konkurs gegangen, und ich — na ja — ich hab' für ihn gutgesagt, und das muß ich halt nun bezahlen. Es ist ganz von ungefähr, daß diese Geschichte mit dem Unglück zusammentrifft. Ein Zufall, sag' ich dir, Christel . . ."

Die Frage, auf die er gewartet hatte, kam jetzt. Es ging eben alles langsamer bei Christine. „Hast du das Richard gesagt? Martin, du mußt nämlich wissen: Er heiratet mich nicht! Er hatte nicht den Mut, mir das ins Gesicht zu sagen . . ." Um ihre Mundwinkel zuckte es, und Martin stöhnte verbissen in sich hinein. Sie aber dachte nicht an sich, sondern nur an ihn. „Schau, ich hab' gehört, was der Herr Strobl gesagt hat. Martin: Was ist das für ein Defizit, das gedeckt werden muß? Strobl hat mir erzählt, der Vater sei betrogen worden, und du wollest den Schaden decken ... Martin — du hast doch keine Ahnung von solchen Dingen! Was hast du denn eigentlich vor? Wenn der Vater Unglück gehabt hat — —"

„Also die Geschichte macht dir solches Kopfzerbrechen? Und ich versteh' erst recht nicht, warum sich der Strobl so darüber aufregt. Das geht ihn doch eigentlich gar nichts an? Das Defizit hat er sicher gemeint, und ich kann dich beruhigen: Es ist gedeckt!"

Sie wollte ihn unterbrechen und fragen, auf welche Weise denn dieses Defizit gedeckt worden wäre.

Aber er schob ihre Frage mit einer überlegenen Geste als nebensächlich und abgetan beiseite. „Ich wollt', meine Geschichte wär' schon in Ordnung. Ich — ich hab' geglaubt, ich käm' so durch; aber es geht nicht." Rabiate Entschlossenheit in seinen Worten: „Ich muß mir, was ich noch brauch, von deiner Versicherung nehmen. Nicht alles, weißt Christel! So fünfunddreißig-

tausend . . . Ich hab's ja auch dem Richard auseinandergesetzt, und ich will das Geld in Monatsraten von fünfhundert Schilling zurückzahlen. Auf Heller und Pfennig. Ich kann's ja. Aber was soll ich machen? Ich hab' mir wollen das Geld ausleihen. Heut in Wien ein Geld ausleihen! Großer Gott —! Na — schau, wenn der Vater noch lebte, kriegtest du das Geld überhaupt erst in sieben Jahren. Gelt, Christel, du siehst das ein?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube dir nicht, Martin! Strobl hat gesagt, du spieltest ein gefährliches Spiel . . ."

„Das hat er so in einem Roman gelesen —!"

Sie hob die Hand. „Und Richard? Warum geht er? Weil du für einen Freund gutgesagt hast?"

„Richard ist um seine Karriere besorgt. Schließlich, Christel, wenn man's genau bedenkt: Er hat halt nichts anderes, er ist selbst nichts anderes als Karriere . . ." Er beugte sich zu ihr hinunter und legte ihr die riesigen Hände auf die Schultern. Sie waren aber so weich und so zärtlich wie nur je bei einer seiner schwierigsten Operationen. „Christel, ich kann dir nicht sagen, wie weh mir das tut, daß Richard so handelt. Ich weiß, es geht ihm nicht um das Geld. Aber schau: Wenn ihr Geduld hättet, du und er — es klingt urblöd, wenn man so daherredet, es werde schon alles gut werden. Aber es wird alles gut! Bestimmt! Ich — ich, Himmelherrgott, ich hab' nu mal angefangen . . ."

„Was, Martin? Was?" Sie zog sich langsam in die Höhe, trotz seinen Händen auf ihren Schultern. „Du willst mir nicht die Wahrheit sagen, Martin? Ich kann dich nicht dazu zwingen . . . Schon gut: Ich geh' ins Hotel zurück. Irma möchte dich auch gern sprechen. Auch Franz ist da." Sie ging zur Türe. „Martin — und die Frau, die unten auf dich wartet?"

Martin hatte sich in diesem Kampfe, den er führte, an Geistesgegenwart gewöhnen und eine Schule durchmachen müssen, in der er Lehrer und Schüler zugleich war. Mehr als einmal war es ihm ergangen wie einem Autofahrer, der in raschem Tempo um eine Ecke schnellt und sich plötzlich einem unerwarteten Hindernisse gegenübersieht. Entschlußfassen und handeln sind dann eins. Das hatte Martin ausgiebig gelernt. Aber jetzt war er doch aus dem Gleichgewicht geworfen . . .

(Fortsetzung folgt)

Der Weihnachtsengel

Von Otto Wilhelm Beise

In demselben Jahr, zu dessen Beginn Ilsebill das Licht dieser Welt erblickt hatte, in ebendiesem Jahr hatte man ihn gekauft: diesen kleinen wächsernen Engel in dem Kleidchen aus weißem Tarlatan, mit den Flügeln, die durchsichtig waren wie Glas und mit lauter silbernen Sternen bestäubt. Ein hübscher Engel war es mit einem zwar etwas einfältigem Puppengesicht, aber davon sah man ja nichts, wenn er an der höchsten Spitze des Weihnachtsbaumes schwebte. Da sah man nur die Flügel, das Kleidchen und das lange, buttergelbe Blondhaar aus Werg.

Ilsebill war nun schon sieben Jahre alt, und sieben Jahre also auch zählte das irdische Leben dieses Weihnachtsengels. Kein Wunder, daß er im Laufe dieser langen Zeit etwas unansehnlich wurde. „Das Ding da," sagte der Vater deshalb am Vorabend des Festes, als sich die Eltern an das Ausschmücken des Weihnachtsbaumes machten, „weißt du, das wollen wir wegwerfen. Es sieht wirklich nicht mehr nach einem Engel aus. Ich habe eine schöne Spitze hier für den Baum gekauft und einen großen goldenen Stern dazu — da wird Ilsebill Augen machen, was?"

„Ich denke wohl," erwiderte die Frau und lächelte zärtlich vor sich hin. Dann nahm sie den Wachsengel und ging hinüber in die Küche, um ihn in den Mülleimer zu werfen.

Im selben Augenblick aber überfiel sie eine jener Hemmungen, an denen alle sparsamen, wirklichen Hausfrauen leiden. Denen es schwer fällt, sich von einem Ding, das lange treu und brav gedient hat, zu trennen. Ja, eine kleine, sentimentale Rührung meldete sich im Herzen der Frau. Sie drehte das Engelchen in seinem verstaubten, angeschmutzten Flitterkleid zwischen den Händen hin und her. „Als wir es kauften, war Ilsebill noch nicht ein Jahr alt," dachte sie, und diese ganze lange, seitdem verstrichene Zeit meldete sich mit ihren Erinnerungen, ihren kleinen Schmerzen und großen Freuden.

In einem plötzlichen Entschluß legte sie den Wachsengel in das oberste Fach des Küchenschrankes, statt ihn in den Mülleimer zu werfen. Dann ging sie zurück ins Wohnzimmer, um das eben begonnene Werk zu vollenden.

Und dann kam der Heilige Abend, und nachdem der Vater die Lichter angezündet hatte — wie schön die neue silberne Spitze des Baumes schimmert, wie golden der Stern leuchtet! — wurde Ilsebill unter dem zarten Läuten des Weihnachtsglöckchens an der Hand der Mutter hereingeführt.

Sie achtete nicht auf das kleine Tischchen, auf dem man ihre Geschenke, das Spielzeug, den bunten Teller, all die Herrlichkeiten, die nun einmal zu einem richtigen Weihnachten gehören, aufgebaut hatte. Sie stand — „immer alle Jahre wieder", machte sie es so — ja, verschüchtert und selig hingegeben stand sie ganz nahe der Tür, ihre Augen waren dunkel und unnatürlich groß, als dürften sie um Himmels willen nichts von all diesem Glanz und Schimmer verlieren oder sich entgehen lassen, und den Daumen, den steckte Ilsebill in den Mund. Obgleich sie doch schon sieben Jahre alt und ein großes Mädchen war.

Aber sie tat es natürlich nur aus Verlegenheit. Hingerissen und selig starrte sie in den Lichterbaum. Lange Zeit. Aber dann, mit einem Male veränderte sich ihr Gesicht. Ihre Mundwinkel bebten und dann verfiel sie in ein heftiges Schluchzen.

„Aber Kind, Ilsebill," rief die Mutter bestürzt. „Was hast du denn? Ist dir nicht gut?"

Sie zog das Kind an sich. Das zitterte und bebte und lange dauerte es, ehe es stammelnd sagen konnte: „Der Engel? — Wo ist der Engel?"

„Ach so," meinte der Vater befreit und lächelte, „den hast du vermißt? Na, dann hast du gewiß noch nicht die silberne Spitze da oben am Baum gesehen und den Stern darunter — diesen goldenen Stern. Die sind doch gewiß viel schöner als der Engel. Der war ja schon so häßlich und alt."

Sanft überredend führte die Mutter das Kind zum Gabentisch. Und vor all den schönen und zauberhaften Dingen vergaß Ilsebill den Engel für einige Zeit. Nur den Baum, den mochte sie gar nicht mehr ansehen. Seine Lichter brannten halb herunter und wurden ausgelöscht, aber Ilsebill tat ganz so, als ginge sie das nichts an.

Sehr viel später, da sie schon in ihrem Bettchen lag, die Hände faltete und mit der Mutter leise das Nachtgebet sprach:

„Abends, wenn ich schlafen geh,
vierzehn Engel bei mir stehn . . .
zwei zu meiner Rechten . . ."

Da hielt sie plötzlich inne. „Mutti," flüsterte sie und wieder wurden ihre Augen feucht, „der Engel . . . wo ist der Engel?"

Die Mutter strich sanft über des Kindes Scheitel. „Du mußt dich nicht aufregen, Ilsebill," sagte sie. „Er hat sich ja bloß verspätet. Morgen, wenn du aufstehst, dann ist er wieder da, der Engel."

„Ach ja," meinte Ilsebill. Und getröstet fiel sie in die Kissen zurück und schlief ein. Das Nachtgebet wurde diesmal nicht zu Ende gesprochen.

„Wie gut," dachte die Mutter und erhob sich leise, „daß ich ihn nicht weggeworfen habe, gestern."

Sie ging hinüber in die Küche, holte den Engel aus dem Schrank, befestigte ihn nicht ohne Mühe an einem der obersten Zweige des Lichterbaumes.

„So," seufzte sie dann befriedigt. „Jetzt, endlich, ist Weihnachten!"

Volkes Stimme . . .

Eine heitere Erinnerung von Friedl v. Wolzogen.

Wir wohnen seit Jahren in einem oberbayerischen Dorf, das, weitab von der Bahn, kaum den Anschluß an die große Verkehrsstraße hat. Wenn der Winter grimmig ist und die Schneemassen sich häufen, müssen die paar verstreuten Häuser selber Leute entsenden, die der Gemeinde das „Bahnen“ (Schneeräumen) abnehmen. Im Sommer ist es gemütlicher. Da finden an Sonntagen die Städter zu uns heraus, und auch der Verkehr der Dorfbewohner untereinander lebt ein wenig auf. Man kennt die Stimmen der einzelnen Hunde, man hört am Glockengeläut, ob es die Kühe des Jochbauern oder die des Wurzer Sepp sind. Es ist immer das gleiche. Immer dieselben Geräusche von Sensendengeln, Hahnenkraht und Grillenzirpen. Das ewige Rondo des Landes, das die Seele auf solch harmonischen Ton abstimmt.

Der Winter ist stumm. Man sieht sich kaum. Der Bauer hat da wenig draußen zu tun. Nur am Sonntag segeln in ihren schweren Trachtenröcken die Frauen durchs Holz zur entlegenen Kirche. Erst im Frühjahr zum Umbruch des Ackers wird es lebendig vor unserm Hause. Und an Sommertagen ist alles da. Man braucht um Butter oder Milch oder Eier nur aus dem Fenster zu rufen und bekommt dann den gewünschten Bescheid.

Wir haben Hausputz. Zimmer räumen wir um, die Gästestube wird gerichtet und die Magdkammer unters Dach verlegt. Ich hänge die Bilder und wähle einen stiefmütterlich behandelten, weil schon ganz verblaßten Bismarck für eine kahle Fläche der Mädchenstube aus. Aber meine Zenzi, ein festes, junges Ding protestiert: „Den alten Grausam mag i' net über'n Bett!“

Aber einen feschen jungen „Schwolischöh“, wie ihn die Leute hier in vollem Ornat rechts und links von König Ludwig II. zu hängen pflegen, habe ich leider nicht.

Lachend frage ich meinen Mann um Rat. Er ist bei aller Heiterkeit, bei allem Verständnis für den Geschmack unserer Zenzi doch zu sehr Patriot, als daß er übersehen könnte, wie der Bismarck im Süden immer und immer wieder abblitzt. Als früherer Preuße und älterer Jahrgang, obendrein selbst ein Typ jener strahlenden Glanzzeit nach Siebzig, beschließt er, dem pietätlosen Geschöpf die Leviten zu lesen.

Aber meine Zenzi stemmt die Hände in die Hüften und sagt: „Dös woaß ich wohl net, wer der Bismarck is.“

Da greift mein alter Soldat und Dichter zu einem *Mittel*, das selbst bei den verstocktesten Schülern niemals seine Wirkung zu verfehlen pflegt. Er will das Mädchen beschämen.

Ein paar Steinwürfe von unserm Gartenzaun entfernt breitet die Schmidmaierin Mist. Die Arbeit geht ihr flink von der Hand. Man sieht, wie sie mit der Seele dabei ist, denn sie läßt vor Schreck die Gabel fahren, als die weithin tragende Stimme meines Mannes sie plötzlich ruft. Sie möge hereinkommen. Sie möge ruhig, wie sie ist, hereinkommen und dem dummen, vorlauten Ding sagen, wer jener berühmte Mann auf dem Bilde ist. Das wisse doch jedes Kind in Deutschland.

Unsere Bäuerin stapft zaghaft wie ein Schulmädchen ins Zimmer, besieht sich schüchtern das Bild, stellt sich gegen die Sonne mit schiefem Kopf und ruft endlich erleichtert und siegessicher aus: „Is' leicht der Herr Baron selber? Guat is' er troffa!“

Büchertisch

Scheckgebrauch und Scheckschutz, von Dr. Georg Opitz und Dr. Paul Steuer. Mit dem Wortlaut des Scheckgesetzes und 12 Musterschecks nach neuzeitlichen Herstellungsmethoden. 42 Seiten. Quer 8°. Preis RM 1.50. Giesecke & Devrient A.G., Leipzig und Berlin. 1935. — Die soeben erschienene Broschüre über „Scheckgebrauch und Scheckschutz“ ist wertvoll für jeden, den Amt und Beruf mit dem Scheckverkehr verbindet. Ihr Inhalt und ihre Form sind dem täglichen Gebrauch angepaßt. Das schmale handliche Bändchen bringt vor allem die 12 Abschnitte des deutschen Scheckgesetzes vom 14. August 1933 und das dazu gehörende „Einführungsgesetz zum Scheckgesetz“ vom 14. August 1933. Die klare Ausdrucksweise und übersichtliche stoffliche Gliederung der gesetzlichen Bestimmungen ermöglichen auch dem juristisch nicht Geschulten das Verstehen des Inhalts und das Eindringen in die Materie. In einem zweiten Abschnitt „Vom geltenden deutschen Scheckrecht“ werden die wirtschaftliche Bedeutung des Schecks und die Rechtsfragen, die sich bei Betrachtung der funktionellen Aufgaben des Schecks ergeben, beleuchtet. Weiter gibt das Kapitel „Vom Scheckbuch“ ausführliche Auskunft über das Scheckformular, die zu beachtenden Formvorschriften, die „Bedingungen für den Scheckverkehr“, Erläuterungen hierzu. 12 Musterschecks in den verschiedensten Ausführungen erläutern und ergänzen den Inhalt.

Zeitschriften

Der neue „Volksdeutsche“ als Bilderzeitung. Das Hauptblatt des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland erscheint seit einiger Zeit als moderne Bilderzeitung und bringt neben den Mitteilungen über das Auslanddeutschtum und die volksdeutsche Arbeit nun auch volkskundliche Beiträge aus allen Gebieten — belehrenden und unterhaltenden Stoff, sowie eine reiche Fülle von eindrucksvollen Bildern über das Außenvolkstum, so daß er wahrhaft ein Brennspiegel des volksdeutschen Gedanken genannt werden kann. Mit der Jahreszeit gehend, ist die letzte Nummer des „Volksdeutschen“ dem Weihnachtsfest gewidmet. Im Einleitungsartikel grüßt der VDA die Deutschen in aller Welt in der Christnacht. Ueberall, wo Deutsche wohnen, wird das Weihnachtsfest in deutscher Art gefeiert; wie gleich und doch wie verschieden und mannigfaltig, das zeigt der reich bebilderte Aufsatz „In deutscher Weihnacht wirst du neu geboren“. — Auf die Winterfreuden, die wir in deutschen Randgebieten finden, verweisen sorgfältig ausgewählte Bilder, die dem Schisport in Südtirol, im deutschen Sudetenland und in der Tatra (Zips) gewidmet sind. — Die politischen Ereignisse werden durch die Beleuchtung der Vorgänge an der Prager Universität in 2 Aufsätzen behandelt. — Im Unterhaltungsteil kommt Bruno Brehm mit seiner Geschichte „Seltsame Weihnacht“ zu Worte, die eine „verbotene“ deutsche Christbaumfeier im russischen Lazarett im Kriegsjahr 1915 ergreifend darstellt. Die Volksdeutsche Umschau „Ihr Schicksal — unser Schicksal“ glossiert die aktuellen Ereignisse in der Welt vom volksdeutschen Standpunkt aus.

Napoleon auf dem Esel und andere eigenartige Stimmungsbilder von dem auf Elba gedrehten Napoleon-Film „Hundert Tage“ zeigt neben reich bebilderten Atelier-Berichten „Hella“ 37. Sie wirft mit Ihnen einen flüchtigen Blick in den Kleiderschrank der Prinzessin Marina, zeigt Ihnen wundervolle Wintermodelle, reicht Ihnen hilfreich die Hand für Ihre Weihnachtseinkäufe, für Ihre Winter-Urlaubsfahrt nennt sie viele „zünftige“ Skigebiete — mit Fahrtkosten-Aufstellung und führt den neuen Roman „Ein Stückchen Erde“ von Carola Ihlenburg weiter. — „Hella“ 38 ist das große Weihnachts-Heft. Es beschert Ihnen ein Neujahrs-Preisausschreiben, für das Geldpreise und 50 reizende „Hella“-Preise winken, läßt Frida Schanz die Geschichte der „Weihnachtsgängerin“ erzählen, gibt Geschenkvorschläge für die letzten Tage vor dem Fest und bringt einen reichbebilderten Zwischenbericht von Gustav Dießl's sechsmonatiger Himalaja-Film-Expedition. Modisch: Modelle für das Haus und Straße, für Morgen und Abend — — wunderhübsche Vorschläge zur Verwendung des neuen Weihnachtsstoffes. Zu seiner Ergänzung viele schicke Hüte. Zum Schluß die 3. Fortsetzung des großen Romans „Ein Stückchen Erde“.

Großer Betrieb

„Was werden denn da für Fässer für Sie abgeladen, Herr Süßmeier?“

„Rosenwasser fürs Marzipan! Wissen Sie: für jedes Pfund Marzipan sind ein paar Tropfen Rosenwasser nötig.“